



Eckart Klaus Roloff

Mutationen eines Metiers

Ein Artikel über Neues aus der Wissenschaft in einer Zeitung – nichts ist normaler als das. Das hat es immer gegeben. Dergleichen Berichte sind sogar älter als die ersten Zeitungen; sie standen schon in frühen Einblatt-Drucken und Flugblättern wenige Jahre nach Gutenbergs Geistesblitz in Sachen Print. Regeln zu Aderlass und Harnschau, astronomische Durchblicke und Spekulationen, Meldungen zu Pest und Cholera, von Erdbeben, Nordlichtern, Kometen und Wundern, von Missgeburten und Scheintoten, gern illustriert, füllen diese Seiten. Das waren attraktive Stoffe, debattiert auf ungezählten Marktplätzen.

Rund 550 Jahre später ist alles anders. Und doch nicht. Forscher sämtlicher Entwicklungsstufen drängen – nach sanftem Schlaf – auf Marktplätze und in Fußgängerzonen, inszenieren dort ihre Events, ringen um Aufmerksamkeit. Sie wollen und müssen sich mehr legitimieren als früher, tragen manche Elfenbeintürme ab. TV-Programme sind voll von Wissens-, Rätsel- und Quizshows mit lukrativen Geldprämien. Sender aller Art setzen erfolgreich auf das, was Wissenschaft mit Reizvokabeln à la Abenteuer, Geheimnis, Faszination und Expedition verknüpft. Einige Zeitungen haben Wissensmagazine, fast alle Redaktionen ambitionierte Online-Auftritte gestartet. Von der ehrwürdigen Monatsschrift *Universitas* gibt es ein Extraheft für Kinder, aus *Geo* wurde ein Imperium. Wissen zählt viel. Ist das durchweg neu?

Ja und nein. Aufklärung war schon immer gefragt und gefordert. Neugier will befriedigt, ihr Stillen belohnt sein. Journalistenpreise gibt es bereits seit Langem, doch ihre Zahl hat kräftig zugenommen, besonders in den weiten Feldern Medizin und Pharmazie. Ein Verband für (deutschsprachige) Wissenschaftsjournalisten existiert schon seit 1929, als im Kampf gegen Bildungslücken und für mehr Verständnis wissenschaftlicher Zusammenhänge die Technisch-Literarische Gesellschaft e. V. gegründet wurde. Nach ihrer Aussage ist sie die weltweit

erste Standesorganisation ihrer Art. Heute bieten allein im Bereich Medizin vier Fachvereinigungen mit Hunderten von Mitgliedern ihre Dienste an. Eine Analyse der Gesellschaft für Gesundheitsmarktanalysen ermittelte für 2007 in Deutschland rund 3500 freie Wissenschaftsjournalisten. 30 Jahre zuvor gab es nur einige Hundert.

Keine andere, oft noch größere Journalistenbranche dürfte so ausdifferenziert sein, auch je nachdem, worauf sich die Autoren spezialisiert haben, für welche Medienbereiche sie arbeiten und ob sie eher (oder nur) für Fach- bzw. Laienmedien tätig sind. Für sie gibt es Workshops, Tagungen, eigene Fachorgane und ausgefeilte Studiengänge, etwa in Berlin, Bremen, Dortmund und Darmstadt/Dieburg. Und es gibt Medientrainings für jene Dozenten und Firmen, die Wissen produzieren, aber nicht recht wissen, wie sie es auf die Marktplätze, in die Studios und Redaktionen bringen. Das bewährte Lehrbuch *Wissenschaftsjournalismus* liegt in fünfter Auflage vor, immer wieder überarbeitet.

Was aber hat sich in den vergangenen 20 Jahren konkret in einer Redaktion geändert, welche Folgen hatte das? Ich will dies für die Wochenzeitung *Rheinischer Merkur* umreißen, deren Ein-Mann-Wissenschaftsressort ich von 1988 bis 2007 war. Gab es dort um 1988 nur vier, fünf PCs für die gesamte Redaktion (mit nervenden Wartezeiten, bevor man Texte eingeben konnte), haben heute alle rund 25 Redakteurinnen, Volontäre und Praktikanten einen PC, natürlich mit Zugang zum Internet. Die Redaktionssysteme wurden zweimal von Grund auf umgestellt, dazu kamen fünf umfassende Relaunchs. Das gute alte Archiv mit drei Vollzeitstellen und Zehntausenden wohlsortierter Zeitungsausschnitte ist längst abgeschafft, eine Online-Redaktion (eine Stelle) wurde etabliert. Manuskripte kommen nicht mehr per Post oder Diskette, sondern als E-Mails; kürzlich quittierte deshalb die letzte von einst drei Texterfasserinnen ihren Dienst.



Noch sind Faxgeräte, als wundersame Innovation gefeiert, sehr nützlich, doch nicht mehr so entscheidend wie ehemals.

Und weiter: Das Beschaffen von Bildern (so der eigene, sehr reiche Schwarz-Weiß-Bestand nicht genügte) dauerte früher zwei, drei Tage. Heute geht das online oft in wenigen Minuten. Das gesamte Blatt ist farbig illustriert. Eine Firma, im selben Gebäude tätig, fertigt innerhalb weniger Stunden für alle Ressorts Infografiken nach deren individuellen Vorgaben. Früh wurde erkannt, welche Rolle der Bildungspolitik und der Pädagogik zukommt. Deshalb gibt es seit 1990 neben dem schon bestehenden Wissenschaftsressort ein Bildungsressort. Daneben erscheint unregelmäßig eine Seite für Technik/Auto und alle zwei Wochen eine Seite Geschichte, die auf große Resonanz stößt. Stoffe aus Bildung und Forschung kommen oft auch auf den wöchentlich drei Seiten des ›RM-Spezial‹ zur Sprache. Für Geisteswissenschaftliches ist meist das Kulturressort zuständig.

All diese Änderungen, im Redaktionsalltag oft nur als allmähliche Anpassung und gewisse Erleichterung empfunden, hatten über die Jahre hinweg immense Auswirkungen: Da nun alles schneller und leichter geht, wird das auch ausgiebig genutzt. Je nach Aktualität neue Texte und andere Bilder, stark veränderte Seiten, die Suche nach den letzten Studienergebnissen und Statistiken bei Google und anderswo, fix noch eine Expertenmeinung per Telefon oder Mail – was da geht, hat gemacht zu werden. Das ist gewiss im Sinn des letzten Standes, missachtet aber (vor allem bei einer Wochenzeitung), dass das Neueste nicht immer das Wichtigste, das Tragfähige und Entscheidende ist. Und es verführt dazu, etwas, was vor fünf oder acht Tagen noch als interessante Novität rangierte, als längst abgehakt anzusehen. Das muss nicht immer gut gehen.

Der Zeitdruck produziert oft eine unkritische, oberflächliche Auswahl, eine vorschnelle Bewertung; er ist der natürliche Feind des abgewogenen Nachdenkens. In Fragen der Forschung kann das besonders riskant sein. Wer kann schon in wenigen Stunden etwa den neuesten ›Durchbruch‹ zu Gentechnik und Stammzellen solide beurteilen, wenn doch nicht einmal gesichert ist, dass die News der Fachmagazine und Online-Dienste solide und fälschungsfrei sind? Denn auch das hat sich geändert: Das Tricksen und Betrügen, oft auch ›nur‹ die mangelhafte Verifikation denkbarer (und herbeigesehnter) Ergebnisse ist in manchen Disziplinen nicht selten und

selbst zu einem großen öffentlichen Thema geworden (siehe GEGENWORTE, 2. Heft 1998).

Stark verändert hat sich alles, was auf PR und Öffentlichkeitsarbeit zielt. Viele Hochschulen haben ihre Pressestellen besser ausgestattet; deren Publikationen haben an Quantität und Qualität zugenommen. Die kommerziell orientierten Anbieter von Informationen, Presseterminen und Produkten von Fertigsuppen bis zu Augenoperationen treten so heftig (und aus Callcentern oft viel zu weit und unkundig streuend) auf, dass es schwer wurde, bei den meist völlig unpassenden Offerten gelassen zu bleiben.

Mails, Telefonanrufe, Faxe, Redaktionsbesuche, Pressereisen, Warenmuster, Interviews – alle Kanäle werden genutzt, um in die Medien zu kommen. Das ist nur eine Facette dessen, was Günter Kieslich in seiner Salzburger Antrittsvorlesung schon 1969 als »Kommunikationskrisen in der Wissenschaft« bezeichnete und was heute unter Infomüll und Datensmog firmiert.

Wenn heute auch selten wirkende Begriffe bei Google zu Tausenden von Treffern führen – welcher Journalist kann dem noch gerecht werden? Eine Rettung besteht darin, die wichtigsten Internetadressen anzugeben, die wichtigsten Fachverbände, Aktionen und Buchtitel; solche Service-Elemente sind viel wichtiger als früher. Dass es Bücher gibt, deren Reiz mit dem Alter steigen kann, muss man freilich manchem Angehörigen der Generation Praktikum erst vermitteln.

Auch bei den heute bevorzugten Themen hat sich etwas geändert. Medizinisches steht meinem Eindruck nach weiter auf Platz eins, besonders mit Blick auf Infektionen und Demenzen. Ökologisches ist (mit wechselnder Konjunktur) stärker gefragt als vor 20, 30 Jahren, besonders alles, was Klima, Energie und Ressourcen betrifft. Stark zugenommen hat das Interesse an Ernährungsfragen und an Demografie, noch mehr das an Gentechnik, Zellbiologie und Bioethik. Gut erzählte, vielseitig recherchierte Texte zu Psychologie, Archäologie, Anthropologie und Geologie sind begehrt, ebenso zur Risikodebatte und zu Katastrophen.

Deutlich seltener wurden Beiträge in Sachen Raumfahrt und Raketen. Hier ist offenbar das Faszinierende geschwunden, von dem die Wissenschaft in den Medien seit Langem lebt. Das Veralten der Moderne vollzieht sich im Journalismus zumeist mit mehr Tempo als in den Wissenschaften.